

Angela Rinn

Kurz und gut predigen



V&R



Angela Rinn

Kurz und gut predigen

Vandenhoeck & Ruprecht

Für Hanns-Ulrich Becker

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek:
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der
Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind
im Internet über <https://dnb.de> abrufbar.

© 2020, Vandenhoeck & Ruprecht GmbH & Co. KG,
Theaterstraße 13, D-37073 Göttingen
Alle Rechte vorbehalten. Das Werk und seine Teile sind urheberrechtlich
geschützt. Jede Verwertung in anderen als den gesetzlich zugelassenen Fällen
bedarf der vorherigen schriftlichen Einwilligung des Verlages.

Umschlagabbildung: © stockpics – Adobe Stock
Icon: »Warning Sign« designed by Freepik from Flaticon

Satz: SchwabScantechnik, Göttingen

Vandenhoeck & Ruprecht Verlage | www.vandenhoeck-ruprecht-verlage.com

ISBN 978-3-647-70282-7

Inhalt

Wie der Funke überspringt	7
1 Rückblick, Problemanzeige und Perspektiven	8
2 Literaturwissenschaftliche Anregungen	11
Der Traktat	12
Der Essay	16
Acht Thesen	31
3 Neurowissenschaftliche Anregungen	34
Menschen belohnen sich selbst – Dopamin	42
Der Mensch – ein soziales Wesen	51
Mitgefühl	60
Kontext	66
Kommunikation durch Symbole	72
Emotion und Lernen	75
Zusammenfassung	81
4 Anregungen aus der Bibel – Gleichnisse	86
Die Gleichnisse vom Schatz im Acker und von der Perle – Matthäus 13,44–45	87
Das Gleichnis von der selbstwachsenden Saat – Markus 4,26–29	91
Das Gleichnis vom barmherzigen Samariter – Lukas 10,25–37	96
Das Gleichnis vom verlorenen Sohn – Lukas 15,11–32	102
Homiletische Konsequenzen	106
5 Die Homiletik der Kurzen Form	124
Zwei Beispiele aus der Praxis	127
6 Das Konzept – die »Predigende Existenz«	132
Literatur	136
Personenregister	146

Wie der Funke überspringt

Zündende Ideen für eine flammende Predigt – das wünschen sich viele Predigende¹. Doch häufig will der Funke einfach nicht überspringen – trotzdem die Zahl der Ratgeber und Tipps zum besseren Predigen groß ist.

Dieses Buch will keine Neuauflage alter und bekannter Hinweise zum besseren Predigen sein. Es könnte so gelesen werden – dann wäre es missverstanden. Dieses Buch leitet zu einer neuen *Haltung* des Predigens ein: Ich nenne sie die »Predigende Existenz«. Es ist eine Haltung, die unmittelbare Auswirkungen auf die Predigt hat, weil sie die Predigenden verändert. Das spüren die Hörenden, und das macht sie neugierig oder fasziniert sie sogar. Allerdings: Eine »Predigende Existenz« kann man sich nicht als Attitude zulegen. Man muss schon wagen, sie zu leben. Nur so kann sie wirken.

Wissenschaftliche Erkenntnisse aus den Neurowissenschaften und der Literaturwissenschaft untermauern die Thesen dieses Buches.

1 Aufgrund besserer Lesbarkeit wird im Wechsel die neutrale, männliche oder weibliche Sprachform verwendet.

1 Rückblick, Problemanzeige und Perspektiven

Nach 25 Jahren als Gemeindepfarrerin und über 20 Jahren als Autorin in der Rundfunkarbeit, als Kolumnistin – u. a. für »Christ & Welt in DIE ZEIT« und als Onlinekolumnistin für »zeitzeichen« – hatte ich zwar Hunderte kurzer Texte und Predigten geschrieben und gesprochen, aber keine Theorie der Kurzen Form entwickelt. Es gab auf Fortbildungen viele praktische Hinweise und Ratschläge, es gab theologische Impulse, aber kein homiletisches Konzept. In keinem homiletischen Lehrbuch waren Hinweise darauf zu finden, wie die Kurze Form konzeptionell gemeistert werden könnte.

Warum bekam ich auf manche Predigten, Rundfunkandachten oder Kolumnen begeisterte Rückmeldungen, warum blieben andere ohne Resonanz? Was machte einen guten Beitrag aus?

Ich habe mich auf Spurensuche begeben. Über die üblichen praktischen Tipps hinaus sollte ein Weg zu einem homiletischen Konzept der Kurzen Form eröffnet werden. Der Bedarf der Praxis machte es drängend: Die Kurze Form der Predigt erforderte eine gründliche Untersuchung!

Was ist eine Kurze Form? Hier gibt es unterschiedliche Definitionen. Eine Kurzgeschichte kann 20 Druckseiten umfassen, Verkündigungssendungen dauern manchmal nur 60 Sekunden. Ich entschied mich, mich mit kurzen Formen zu beschäftigen, die gesprochen nicht länger als fünf Minuten dauern und geschrieben knapp zwei DIN-A4-Seiten umfassen. Dies entspricht etwa dem Zeitfenster, in dem das menschliche Kurzzeitgedächtnis neue Informationen speichern kann.

Da in der homiletischen Diskussion keine Konzeption zur Kurzen Form der Predigt zu finden war, begann ich eine interdisziplinäre Auseinandersetzung. In der Bearbeitung der oben gestellten Fragen bestätigte sich die Vermutung, dass Neurowissenschaften und Literaturwissenschaften hier neue und andere Perspektiven eröffnen.

Ich richtete mein Augenmerk auf Neurowissenschaften, Literaturwissenschaften und: die Bibel! Denn in der Bibel finden sich mit den Gleichnissen Jesu die besten Vorbilder für die Kurze Form. Jesus und seine Evangelisten waren Meister der Kurzen Form!

Neuland war die Auseinandersetzung im Bereich der Neurowissenschaften. Zwar gibt es eine Fülle von Überlegungen zum Thema »Gott und Gehirn«, aber Rezeptionen der Neurowissenschaften für den Bereich der Kurzen Form der Predigt gab es nicht. Neurowissenschaften helfen uns zu begreifen, wie Wahrnehmung funktioniert, was Menschen bewegt und was sie antreibt. Das sind wichtige Anregungen, die dazu beitragen, dass Predigende sich selbst und andere besser verstehen können. Was sagen Neurowissenschaften über das Kurz- und Langzeitgedächtnis? Welche Informationen stellen sie uns zur Verfügung, die uns erklären, warum Menschen sich begeistern können, was sie abstößt oder anzieht – so sehr, dass sie süchtig danach werden können? Wie hören Menschen und welche Areale im Gehirn werden dabei aktiviert?

Neben psychologischen Forschungstraditionen, die Erkenntnisse über menschliches Lernen, Emotionen, soziales Verhalten und Sinneswahrnehmungen hervorgebracht haben, gewinnt die Perspektive der jungen, interdisziplinären Neurowissenschaft für viele Fragestellungen zu emotionalen und kognitiven Funktionen an Bedeutung. Biologische und nicht-biologische Ansätze bieten aus ihrer jeweiligen Perspektive und Tradition wertvolle Informationen. In Teilaspekten überlappen sich die Perspektiven von Psychologie, Pädagogik und Neurowissenschaften. Wenn ich von der »neurowissenschaftlichen Perspektive« spreche, umfasst das deshalb auch Ergebnisse, die teilweise mit Mitteln der klassischen Psychologie oder Pädagogik erarbeitet worden sind. Dies betrifft etwa die Dauer der Aufmerksamkeitsspanne und die Rolle von Emotionen beim Lernen.

Die Auseinandersetzung mit der Literaturwissenschaft führte zum Essay und zu den Beobachtungen des französischen Philosophen, Schriftstellers und Literaturkritikers Roland Barthes. Eine Schlüssel-funktion hatten die Beobachtungen zur »essayistischen Existenz«, die Voraussetzung für den Essayisten ist, sowie Barthes' Hinweis auf das »*punctum*«, das den Wahrnehmenden besticht und fasziniert.

Im Blick auf die Gleichnisse Jesu stellte sich die Frage, wie Jesus bzw. die Evangelisten ihre Kurze Form aufgebaut haben. Sind Gleichnisse Predigten? Was bedeutet die Analyse von Gleichnissen für die Kurze Form der Predigt? Können neurowissenschaftliche Ergebnisse Lese- bzw. Hörhilfen für Gleichnisse sein? Die Überlegungen zu Gleichnissen führten unter Berücksichtigung der neurowissenschaftlichen Ergebnisse zu homiletischen Konsequenzen.

Letztlich konnte eine Konzeption der Kurzen Form formuliert werden. Allerdings: Die hier vorgelegte Konzeption ist keine Anleitung, die pragmatisch einfach wie ein Kochrezept rezipiert werden könnte. Denn diese Konzeption kann nicht unabhängig vom Habitus der predigenden Person umgesetzt werden. Diese Haltung ist die Konzeption. Diese Haltung, ich definiere sie als »Predigende Existenz«, ist Schlüssel und unabdingbare Voraussetzung, um die Kurze Form der Predigt zu gestalten. Alle weiteren Gestaltungshinweise, etwa zu treffenden Metaphern, überraschenden Sprachspielen, berührenden Gedanken und prophetisch-gesellschaftspolitischen Äußerungen, sind relevant, aber nachgeordnet. Zentral sind die Predigenden. Sie sind ihr eigenes, wichtigstes Instrument, sie sind es, die mit Leib und Seele durchlässig für Welt und Gott werden.

Zugänge!

Die interdisziplinäre Auseinandersetzung zur Kurzen Form der Predigt beginnt mit der Literaturwissenschaft und der Frage, welche Anregungen sich daraus für die Gestaltung der Kurzen Form der Predigt ergeben.

In einem nächsten Schritt komme ich mit den Sprachspielen naturwissenschaftlicher Traditionen ins Gespräch. Können ihre Erkenntnisse mit theologischen Beschreibungen in Beziehung gesetzt werden? Und bieten sie Einsichten, die die Homiletik der Kurzen Form inspirieren?

Anschließend beschäftige ich mich mit Gleichnissen als biblischer Kurzer Form. Beispiele aus der Praxis illustrieren meine Überlegungen.

2 Literaturwissenschaftliche Anregungen

»Die Predigt ist Zeugnis der schriftliterarischen Entwicklung der Volkssprache«², die Predigtgeschichte »die Geschichte einer literarischen Gattung«³. So erstaunt es, dass die Homiletik an literarischen Textsorten und deren Bedeutung für die Gestaltung der Predigt wenig interessiert ist. Eine Erklärung dafür mag sein, dass häufig die Predigt als gesprochenes, Literatur dagegen als geschriebenes Wort definiert wird.

Der Germanist Volker Mertens bestätigt in einer Untersuchung über mittelhochdeutsche geistliche Prosa jedoch, dass Predigten nicht unbedingt primär mündliche Rede sind. Er unterstreicht die prinzipielle Offenheit der Textgestalt Predigt und arbeitet als Unterscheidungskriterium eine »intentionale virtuelle Mündlichkeit«⁴ hervor. Bereits gepredigte Texte werden verschriftlicht oder die Mündlichkeit folgt tatsächlich erst der Schriftlichkeit. In der Praxis ist das sogar die Regel: Prediger konzipieren ihre Predigt schriftlich und tragen dann ihr Manuskript vor. Da jede Predigt, auch eine frei gehaltene, vorher oder im Nachhinein verschriftlicht werden kann, damit selbst zu Literatur wird und auf ihre Sprache und Struktur hin untersucht werden kann, lohnt ein genauerer Blick auf die Beziehung von Predigt und Literatur. Ich nehme zwei kurze Textsorten in den Blick: Den Traktat und den Essay. Mein Schwerpunkt liegt auf dem Essay, der sich als ganz besonders geeignet für die Kurze Form der Predigt erweist.

Es mag überraschen, dass ich mich nicht auf die Kurzgeschichte beziehe. Doch die Kurzgeschichte ist nie so kurz wie die Kurze Form der Predigt, vielmehr umfasst die Kurzgeschichte in der Regel mehrere Druckseiten. Traktate und Essays dagegen können sowohl ausführlich als auch kurz im Umfang der Kurzen Form der Predigt sein.⁵

2 Hasebink/Schiewer 2003, 154.

3 Beutel 1994, 46.

4 Mertens 1992, 43.

5 Z. B. Nietzsches Essay Nr. 22 aus »Morgenröthe« (Nietzsche 1920, 29–30).

Gedichte als kurze Textsorte werden zwar in vielen Predigten zitiert, sind jedoch als abgeschlossene poetische Einheiten nicht geeignet, zum Modell für die Kurze Form der Predigt zu werden. Ihre Sprache ist zu poetisch verdichtet, als dass sie von den meisten Hörenden sofort aufgenommen und verstanden werden könnten. Davon unbenommen gilt natürlich, dass Gedichte höchst anregend für Predigten sein können.

Der Traktat

Eine eng zur Predigt gehörende Textsorte ist der Traktat⁶. Der Traktat ist sogar *die* klassische Form einer Predigt. Das Wort *tractatus* meint »Abhandlung« und ist weit gefasst. Ein Traktat ist klar gegliedert, etwa in *exordium*, *partitio*, *argumentatio*, *exemplum* und *conclusio*: Dem Anfang der Rede, der als Frage gestellt werden kann, folgt eine Einteilung des Stoffs, etwa durch eine rationale Erklärung. Anschließend wird die Argumentation entfaltet. Ein Präzedenzfall dient der Beweisführung. Die Folgerung schließt die Rede ab. Der Autor bzw. die Autorin eines Traktates definiert seine bzw. ihre Ziele vor der Verschriftlichung und ordnet sie nach rhetorischen Gesichtspunkten. Ein Traktat sollte klar aufgebaut und verständlich sein. Der Traktat soll einen nachvollziehbaren Gedankengang bieten und Argumente gegeneinander abwägen. Dabei kann der Traktat durchaus polemisch sein. Traktate sind in sich geschlossen und didaktisch klar konzipiert. Der Autor bzw. die Autorin des Traktats tritt als Subjekt hinter den Text zurück.

Eine als Traktat geformte Predigt, die auf einen Diskurs angelegt ist, die sachkritisch verfährt, die Hörer nicht manipulieren will und ihnen zubilligt, auch zu anderen Schlüssen kommen zu können als die Predigerin, ist sinnvoll für alle Predigten, bei denen es darum geht, die Hörer zu informieren und Argumente abzuwägen. Für alle Predigten, die sich mit dogmatischen und ethischen Themen beschäftigen, bietet es sich an, dass sie als Traktat gestaltet werden. Hier geht es ja

6 Im Folgenden soll unter dem seit Langem in verschiedenen Disziplinen unterschiedlich gebrauchten Begriff »Traktat« eine auf die Sache bezogene diskursive Auseinandersetzung verstanden werden.

um geordnete Wissensvermittlung. Ebenso kann diese Textsorte für Predigten von Personen in kirchenleitenden Funktionen hilfreich sein, die die Aufgabe haben, die Position der Kirche darzustellen. Kirchenleitende Predigten können jedoch auch als Essay gestaltet werden.

Wolfgang Hubers Predigt im ZDF-Fernsehgottesdienst in der Gethsemanekirche in Berlin vom 4.10.2009 ist als Essay aufgebaut und fasziniert durch lebendige Erzählung und gerade dadurch, dass er keine fertigen Antworten bietet, sondern sich in Erzählung und Erinnerungen an die Seite der Hörenden stellt. Zugleich fällt bei Huber die präzise, schöne Sprache auf, die bis in die Details (die Schönhauser Allee war der Sitz der Stasi-Zentrale) ausgefeilt ist und Assoziationen weckt.

»Roter Backstein, die Tür steht offen. Hier muss es gewesen sein. Der Kirchturm ragt trotzig empor. Das Grün der Bäume ist kräftig und wild, hier in der Stargarder Straße, nahe der Schönhauser Allee. Heimatgefühle mitten im Prenzlauer Berg – so sehr, dass es schon weh tut. Du kommst um die Ecke und stehst plötzlich vor ihr – Gethsemane. Alles ist so vertraut und doch ganz anders ...«⁷

Ein Beispiel für eine sachkritische Kurze Form der Predigt, die sich am Traktat orientiert, bietet Gerd Schmoll:

Gerd Schmoll

Wozu ist das Christentum gut?

SWR 2 – Wort zum Tag

18.10.2010

- 1 Wozu ist das Christentum gut? Worin besteht der besondere Beitrag des christ-
- 2 lichen Glaubens zum Leben des einzelnen Menschen und der Gesellschaft?
- 3 Vielfältig sind die Überzeugungen und Lebensentwürfe der Menschen heute.
- 4 Unterschiedliche Traditionen aus verschiedenartigen Kulturen haben in unse-
- 5 rer Gesellschaft Platz. Unbestreitbar ist allerdings, dass die jüdisch-christliche
- 6 Tradition zusammen mit der Aufklärung das Leben und Zusammenleben
- 7 der Menschen in unserer Geschichte geprägt hat und bis heute wirksam ist.
- 8 Was ist der Mensch? Woher nimmt er sein Maß? Was gibt ihm die Kraft, das
- 9 Leben zu bestehen und die Zukunft zu gestalten? Welche Regeln sollen das

7 Wolfgang Huber, Predigt im ZDF-Fernsehgottesdienst in der Gethsemanekirche in Berlin vom 4.10.2009. http://www.ekd.de/glauben/feste/erntedank/predigten/091004_huber_berlin.html. Zugriff 2.5.2019.

10 Zusammenleben bestimmen? Antworten auf diese Fragen fallen nicht vom Him-
 11 mel. Sie entstehen in einem langen geschichtlichen Prozess und behalten ihre
 12 Bedeutung, selbst wenn ihr Ausgangspunkt aus dem öffentlichen Gedächtnis zu
 13 verschwinden droht. So ist das Christentum in den Fragen nach dem Verständ-
 14 nis des Menschen, seines Lebens und des Zusammenlebens nicht wegzudenken.

15 Aber wozu ist es gut? Melanchthon, an dessen 450. Todestag wir in die-
 16 sem Jahr denken, hat eine Antwort auf diese Frage in ein überraschendes Bild
 17 gebracht. Er stellt sich vor, durch die dunkle Nacht zu gehen. Dazu brauchte man
 18 damals eine Laterne. Die gleiche dem Gemeinwesen mit den in ihm herrschen-
 19 den Überzeugungen und den Regeln für das Zusammenleben. Er meint nun:
 20 Die Laterne nütze nichts, wenn in ihr kein Licht brennt. Umgekehrt sei das Licht,
 21 um leuchten zu können, auf ein funktionierendes Gehäuse, eben das Gemein-
 22 wesen, angewiesen. Das Licht sei die Erkenntnis Gottes und die Lehre von den
 23 guten Dingen. Gotteserkenntnis und das Wissen um das Gute lassen es in der
 24 dunklen Nacht, im Leben des Menschen und des Zusammenleben hell werden.

25 Ich verstehe das so: Man kann wissen, was gut ist, was Menschen und ihrem
 26 Zusammenleben gut tut. Man kann es auch lernen. Mit Vernunft und gutem Wil-
 27 len erkennt man das Gute im persönlichen Leben und im Zusammenleben. Aber
 28 warum Gotteserkenntnis? Vernunft und guter Wille reichen offenbar nicht aus, das
 29 Gute dann auch zu verwirklichen. Man weiß es von sich selbst, wenn man daran
 30 denkt, was man immer wieder falsch macht. Man weiß es, wenn man vor Augen hat,
 31 was in unserem Zusammenleben nicht in Ordnung ist. Der christliche Glaube weiß
 32 von dem Gott, dem der Mensch Verantwortung schuldet, der aber die, die sich
 33 verrennen und dem Guten den Rücken kehren, nicht aufgibt, der sie liebt. Wer so
 34 glaubt, gibt sich selbst auch nicht auf und wird immer neu um die Erkenntnis und
 35 die Verwirklichung des Guten zu ringen. Vor allem dazu ist das Christentum gut.⁸

Gerd Schmolls Wort zum Tag ist klar als Traktat aufgebaut: Die Frage, die es zu beantworten gilt, wird am Anfang als *exordium* gestellt: »Wozu ist das Christentum gut? Worin besteht der besondere Beitrag des christlichen Glaubens zum Leben des einzelnen Menschen und der Gesellschaft? « (1–2). Nach der *partitio* »Unbestreitbar ist allerdings, dass die jüdisch-christliche Tradition zusammen mit der Aufklärung das Leben und Zusammenleben der Menschen in unserer Geschichte geprägt hat und bis heute wirksam ist.« (5–7) folgt die *Argumentation* (10–33). Als *conclusio* dient der Schlusssatz: »Wer so glaubt, gibt sich selbst nicht auf und wird immer neu um die Erkenntnis und die Verwirklichung des Guten zu (sic!) ringen. Vor allem dazu

8 Schmoll 2010 (www.kirche-im-swr.de/?page=manuskripte&sendung=5-&archiv&w=2010-10-17. Zugriff 2.5.2019). In sämtlichen Predigtbeispielen auftauchende Fehler in Grammatik und Rechtschreibung sind aufgrund besserer Lesbarkeit nicht gekennzeichnet.

ist das Christentum gut.« (33–35). Deutlich wird, dass die Autorität von Schmoll für diese Andacht wichtig ist, obwohl er als Person – ganz der Tradition des Traktats entsprechend – hinter dem Text zurücktritt. Dennoch lebt die Predigt davon, dass die Hörenden den Predigenden als glaubwürdig einschätzen. Der sachliche Ton der Predigt trägt zu der Glaubwürdigkeit bei. Schmoll setzt die Hörenden nicht durch emotional-moralische Appelle unter Druck. Hier spricht ein Mann, der als Theologe Bescheid weiß und seine Zuhörenden über wichtige Fakten aufklärt: Das Christentum ist in den Fragen nach dem Verständnis des Menschen, seines Lebens und Zusammenlebens nicht wegzudenken (13–14). Schmoll verweist auf Melancthon (15–24), der ein überraschendes Bild zum Gemeinwesen und der Erkenntnis Gottes und der Lehre von den guten Dingen bietet. Die zeitliche Einordnung hilft den Hörenden zur Orientierung (15). Im Gegensatz zum essayistischen Ansatz weiß Schmoll genau, worauf er hinauswill und was richtig ist: Mit Vernunft und gutem Willen erkennt man das Gute (26–27). Dies reicht aber offenbar nicht aus, um das Gute auch tatsächlich zu tun (28–29). Es ist der Glaube an einen liebenden Gott (33), dem der Mensch Verantwortung schuldet (32), der Menschen dazu befähigt, unaufhörlich neu um das Gute zu ringen (35). Das Christentum ist notwendig, »gut« (35) für ein unaufhörliches Ringen um die Erkenntnis und Verwirklichung des Guten.

Die Predigt von Gerd Schmoll ist auf einen Diskurs hin angelegt. Schmoll argumentiert nie demagogisch, sodass sein Traktat sachkritisch bleibt. Hörende können sich seinen Argumenten anschließen, weitere Argumente für das Christentum finden oder eine Gegenposition vertreten. So eröffnet die Predigt von Gerd Schmoll die Möglichkeit zur Diskussion.

Schmoll zeigt, dass die Predigt in der Form des Traktats kurz sein kann, weil sie nicht alle Argumente anführen muss. Sie darf sich beschränken.

Schmolls Beitrag ist auch ein gutes Beispiel dafür, dass die Form des Traktats überall dort sinnvoll eingesetzt werden kann, wo Informationen über das Christentum vermittelt werden sollen, die Predigt also eine didaktische Zielsetzung hat. Hörenden, die wissen wollen, welchen Sinn das Christentum heute hat, gibt er Argumente an die Hand, zu denen sie sich positionieren können.

Die Predigt ist insofern überraschend, als sie ein ungewöhnliches Bild aufgreift, das vom Predigenden selbst als überraschend bezeichnet wird (16). Die Überraschung ist für die Gestaltung der Kurzen Form der Predigt wichtig. Die Überraschung erzeugt bei den Hörenden Spannung. Überraschung ist die Unterbrechung des Gewohnten. Durch die Unterbrechung des Gewohnten werden die Hörenden zu eigenen Gedankenspielen angeregt. Die Kurze Form unterstreicht das einzelne Überraschungsmoment und verstärkt dadurch den Impuls.

Insgesamt ist festzuhalten, dass der Traktat stets auf der Autorität der Autorin bzw. des Autors gründet. Predigten in Traktatform haben *immer* ein Gefälle von den Sprechenden zu den Hörenden und agieren insofern nie ganz auf Augenhöhe – selbst wenn sie auf einen Diskurs hin angelegt sind. Es ist sicher kein Zufall, dass Predigten extremistischer Religionsvertreter in der Regel als Traktat gestaltet sind.

Das entscheidende Argument, den Fokus im Blick auf die Kurze Form der Predigt auf eine andere Textsorte, nämlich den Essay, zu legen, ist für mich die geschlossene Form des Traktats. Die Kurze Form kann ein Thema nie erschöpfend behandeln. Dies suggeriert jedoch die geschlossene Form »Traktat«. Der Essay, der als literarische Form immer offen ist, entspricht dagegen der fragmentarischen Art der Kurzen Form der Predigt. Und das wiederum entspricht unserem menschlichen Leben, welches – so hat es der Praktische Theologe Henning Luther treffend auf den Punkt gebracht – immer fragmentarisch ist.

Der Essay

Michel de Montaigne und – unabhängig von ihm – Lord Bacon entwickeln im 16. Jahrhundert eine neue literarische Textsorte: den Essay.⁹ Der Literaturwissenschaftler Christian Schärf bezeichnet Montaigne als den Vorreiter einer literarischen Bewegung, die normative Denkweisen beseitigt¹⁰. Diese »Kehre«¹¹ lässt Montaigne auch

9 »Es ist kein Zufall, dass die Geburt des Essays bei Montaigne am Anfang dieser Neuzeit steht, in der sich der aus Pluralität und Kontingenz ableitbare Gedanke durchsetzt, dass alles auch anders sein könnte.« (Zima 2012, 26).

10 Schärf 1999, 9–10.

11 So Schärf 1999, 9–10.

nach über 400 Jahren so modern erscheinen. Für Mirko-Alexander Kahre ist der Essay sogar die »glaubwürdige Form der Moderne«¹². Sarah Bakewell zeigt sehr eindrücklich, wie aktuell Montaigne noch für das 21. Jahrhundert ist.¹³

Die Bezeichnung »Essay« wurde so inflationär gebraucht, dass eine gewisse Beliebigkeit in seiner Verwendung entstand. Die Entscheidung dafür, den Essay trotzdem als beispielhafte literarische Textsorte im Blick auf die Kurze Form der Predigt zu untersuchen, liegt vor allem in der essayistischen Haltung, die erst das Schreiben des Essays ermöglicht. Es ist ein Habitus, der die Beobachtung als Haltung hat und daher die Subjektivität des Autors, seine Persönlichkeit, in den Blick nimmt: Es ist die »essayistische Existenz«.

Die essayistische Existenz ist die Haltung der Beobachtung und Wahrnehmung. Wahrnehmen gehört konstitutiv zum Essay und zum Essayismus. Für Montaigne war das Schreiben der Weg, sich selbst zu begegnen: seinen Schwächen, seinem Begehren, seiner Freude. Der Essay bedeutet die direkte Konfrontation des Subjekts mit dem Schreiben. Während der rhetorisch geschulte Schreiber eines Traktats vorher weiß, was er sagen will, sein Ziel kennt und dann schreibt, entsteht der Essay im Prozess des Schreibens. Der Essay ist eine Form der Selbst- und Welterkenntnis, zugleich eine Expedition ins Ungewisse.

Christian Schärf hat eine umfassende Untersuchung zur Geschichte des Essays vorgelegt.¹⁴ Sorgfältig zeigt er nicht nur die Entwicklung des Essays von Montaigne und Bacon auf, sondern analysiert auch die Haltung, den Essayismus, der diese Literaturform hervorbringt. Von Anfang an stand der Essay durchaus in Spannung zur Kirche, doch Schärf weist auch auf die engen Beziehungen zwischen biblischer Botschaft, theologischem Denken und Essay hin. Der amerikanische Essayist Ralph Waldo Emerson etwa entstammt in siebter Generation einer Predigerdynastie und ist selbst eine Zeit lang Prediger gewesen. Der Pfarrerssohn Friedrich Nietzsche bezieht sich auf Emerson und

12 So der Titel seiner Dissertation: »Ein in die Zeit gehängtes Netz«. Der Essay als glaubwürdige Form der Moderne. Dissertation, Konstanz 2002.

13 Bakewell 2012.

14 Schärf 1999.

lernt von ihm.¹⁵ In der Analyse des Werks von Walter Benjamin wird die Nähe von Theologie und Essay deutlich,¹⁶ bei Gottfried Benn, wie Nietzsche Pfarrerssohn, liegt sie schon biografisch nahe.

Schärf verschweigt nicht, dass der Essay in Belanglosigkeit abgleiten kann, in eine »bildungsseelige Unverbindlichkeit«¹⁷. Auch in der Form des Essays kann man sich nicht ausruhen. Der Essay ist schon immer eine Herausforderung gewesen – für Autoren wie für Leserinnen. Im Blick auf die Predigt kann man übersetzen: Eine gute Predigt ist eine Herausforderung für die Predigerin genauso wie für den Predigthörer.

Ein bedeutender Essayist der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts ist der französische Philosoph Roland Barthes. In seinem Werk »Fragmente einer Sprache der Liebe«¹⁸ finden sich biblische Bezüge, obwohl Barthes, ehemals Protestant, seinen Glauben verloren hatte. Roland Barthes hat in seinem letzten Werk, einer Arbeit über die Fotografie¹⁹, auf die Bedeutung des von ihm sogenannten »*punctum*« hingewiesen, das ein allgemeines »*studium*« eines Objekts durchbricht. Barthes stellt fest:

»Das [...] Element durchbricht (oder skandiert) das *studium*. Diesmal bin nicht ich es, der es aufsucht (wohingegen ich das Feld des *studium* mit meinem souveränen Bewußtsein ausstatte), sondern das Element selbst schießt wie ein Pfeil aus seinem Zusammenhang hervor, um mich zu durchbohren [...]. Dies [...] möchte ich daher *punctum* nennen; denn *punctum*, das meint auch: Stich, kleines Loch, kleiner Fleck, kleiner Schnitt – und: Wurf der Würfel. Das *punctum* [...] ist jenes Zufällige [...], das mich besticht, mich aber auch verwundet, trifft.«²⁰

Die deutsche Sprache illustriert dieses Ereignis: Etwas »sticht« mir ins Auge, ein Gedanke ist »bestechend«, etwas »schärft« meinen Blick. Das geschieht immer von außen, ist ein äußerer Reiz. Roland Barthes schildert genau diesen Prozess der Überraschung, der nicht selbst produziert wird, sondern von außen geschieht. Allerdings ist dieses *punctum* nur scheinbar zufällig, vielmehr das Ergebnis des künstlerischen Blicks

15 Vgl. Schärf 1999, 163.

16 Schärf 1999, 258–276.

17 Schärf 1999, 268.

18 Barthes 2012.

19 Barthes 1989.

20 Barthes 1989, 36.

des Fotografen, der den überraschenden, bestechenden Moment erkannt und festgehalten hat und an die Empfängerin weitergibt. Mit seiner Entdeckung des *punctum* hat Roland Barthes der Kurzen Form der Predigt einen zentralen, unverzichtbaren Hinweis geschenkt.

Was Barthes *punctum* nennt, bezeichnet der Praktische Theologe Albrecht Grözinger als »Anmutung«²¹ und erzählt von Anmutungserfahrungen, etwa denen von Peter Handke, der über die Kalklinie in einem Kiesel oder die überraschende Biegung einer Bahnschiene staunt. In den Anmutungen treffen sich Objektivität und Subjektivität, Grauen und Schönheit des Lebens. Grözinger setzt eine anmutende Predigt einer argumentierenden Predigt entgegen. Anmutende Predigten können, was argumentierenden nicht gelingt: Bilder vor Augen stellen und einladen, sich auf diese Bilder einzulassen.

Auch Gleichnisse haben ein *punctum*²². Dass dies entdeckt wird, ist das didaktische Ziel der Gleichnisse: »Wer ist mein Nächster?« – ausgerechnet ein Samaritaner!

Eine Predigt, die sich am Essay orientiert, kann zeigen, wie Transzendenz ohne falsche Demutshaltung funktioniert und christlicher Glaube die Kunst ist, sich mit dem eigenen Leben, auch der eigenen Sterblichkeit, auseinanderzusetzen. Deshalb kann die essayistische Predigt sogar ethische Themen aufgreifen.

Beispiele für essayistisch geformte Predigten

Wie sieht das nun konkret aus? Ein Beispiel für eine essayistisch aufgebaute Kurze Form der Predigt bietet Harry Waßmann.

Harry Waßmann

Der Stille Ort.

SWR 2 – Wort zum Tag

26.1.2013

- 1 Wo gehe ich ganz bestimmt allein hin? Wo bleiben Andere gewiss draußen? Das
- 2 ist das Badezimmer und die Toilette. Da bin ich am Morgen für mich: ausführ-

²¹ Grözinger 2004, 231–244.

²² Manchmal auch mehrere. Vgl. meine Überlegungen zu den Anregungen der Neurowissenschaften und zu Gleichnissen als biblische Kurze Form der Predigt in Kapitel 3 und 4.

3 lich Zähne putzen, sich Waschen oder Duschen, Hände, Füße und Gesicht pfe-
4 gen. Im Spiegel ein Blick ins Gesicht. Alles das tue ich für mich, an mir – ehe
5 der Tag so richtig losgeht.

6 Mag sein, das scheint banal. Ich finde, das ist von großer Bedeutung.

7 Und offenbar geht es nicht nur mir so.

8 Peter Handkes jüngst erschienene autobiographische Erzählcollage »Versuch
9 über den Stillen Ort« weckt Erinnerungen in mir. Wenn Handke von seiner Jugend
10 erzählt, wie der stille Ort ihm ein Ort der Zuflucht war, im Internat vor der Scham
11 vor Mitschülern oder auf der Bahnhofstoilette aus Angst vor der Nacht. Dann
12 spüre ich, was für eine große Bedeutung dieser stille Ort auch in meinem Leben hat.

13 Am Ende bezeichnet Handke den stillen Ort emphatisch als einen Ort »zur
14 Wiederkehr der Sprache und des Sprechens« (107). Er schreibt: »Die Sprach- und
15 Wörterquelle springt frisch auf ... Tür zu, den Riegel senkrecht oder waagrecht
16 gestellt, und schon hebt es zu Reden an im Verstockten ..., im Psalmenton, mit
17 Feuerzungen, in Ausrufen, mehreren hintereinander, in einer ganz anderen, einer
18 unerhörten Erleichterung ...« (108)

19 Das hört sich gerade so an wie bei Martin Luther. Der hat in seinen Tisch-
20 reden mehrfach erklärt, seine erlösende Erkenntnis, dass der Mensch nicht durch
21 gute Werke, sondern allein durch Gottes Gnade gerechtfertigt ist, die habe ihm
22 der Heilige Geist »in cloaka« offenbart.

23 Egal ob Luthers Ortsangabe nun wörtlich oder im übertragenen Sinn zu ver-
24 stehen ist. Der stille Ort, das Klo, das Bad und nicht zuletzt die Badewanne, sie
25 sind offenbar für viele Menschen Orte wiederkehrender Inspiration, Orte der
26 Klärungen und Entdeckungen.

27 Oft fallen mir im Bad Briefanfänge ein. Oder denke ich denke noch einmal
28 völlig neu und anders über Gespräche, die mir nachgehen.

29 Der stille Ort ist nur scheinbar ein Ort der Selbstbezogenheit.

30 Gerade da, wo ich allein und anscheinend für mich bin, da kann es passie-
31 ren, dass ich Neues empfangen, dass ich da auch offen werde für Gottes Geist.

32 Nicht nur bei der Morgentoilette. Aber da offenbar auch.²³

Harry Waßmann geht – klassisch essayistisch – von seiner eigenen Erfahrung aus. Ausgangspunkt ist keine These, sondern eine offene Frage, die Waßmann sich und den anderen stellt: »Wo gehe ich ganz bestimmt allein hin? Wo bleiben Andere gewiss draußen?« (1) Ein Traktat würde auf diese Frage z. B. mit *partitio*, *argumentatio*, *exemplum* und *conclusio* anschließen (siehe S. 12). Da Waßmann jedoch seine Predigt als Essay anlegt, folgen Beobachtungen. Seiner Erfahrung mit dem »stillen Ort« (2–5) stellt er die Erfahrungen Peter Handkes

23 Waßmann 2013 (www.kirche-im-swr.de/?page=manuskripte&sendung=5&archiv&w=2013-01-20). Zugriff 2.5.2019).

(8–18) und Martin Luthers (19–22) zur Seite. Dabei ordnet er die Beispiele nicht einer biblischen oder theologischen Wahrheit oder einer These unter, sondern lässt sie gleichberechtigt und gleichgewichtet nebeneinanderstehen. Allerdings stellt Waßmann eine Parität der Ebenen her, indem er sie miteinander korrespondieren lässt. Er findet eigene Erfahrungen bei Handke wieder (11–12) und sieht Beziehungen zwischen den Äußerungen Handkes und Martin Luthers (19). Seine Anordnung ist dabei alles andere als willkürlich und keineswegs beliebig. Sein Text hat eine innere Architektur, die trägt, ohne dass er eine These formulieren würde, auf die alle Beispiele hin angeordnet werden. Er bündelt vielmehr seine Beobachtungen (23–26) und ergänzt diese Bündelung mit einer weiteren eigenen Erfahrung (27–28). Schließlich öffnet sich der Text auch ganz buchstäblich: »Der stille Ort ist nur scheinbar ein Ort der Selbstbezogenheit.« (29).

An keiner Stelle ist Waßmann eine Autorität, die der Hörerin etwas erläutert oder ihre Unwissenheit aufklärt. Er ist derjenige, der sein Gedankengebäude mit den Hörern teilt und sie damit ermutigt, ihre eigenen Bausteine hinzuzufügen.

Die Biografie des Predigers verdichtet und vertieft die Predigt. Würde Waßmann einen Traktat zum Thema schreiben, könnte dies sogar lächerlich wirken. Nur weil er als Person erkennbar ist, wird das Thema interessant und auch überraschend. Niemand erwartet in einem Wort zum Tag auf SWR 2, Gedanken über das stille Örtchen zu hören, ja, das eigene Bad als Ort wiederkehrender Inspirationen, Klärungen und Entdeckungen qualifiziert zu sehen, zuletzt sogar als Ort, an dem einen der Heilige Geist erreichen kann. Ein Clou dieser Predigt ist, dass nahezu alle Hörenden kurz vor dem Hören dieser Predigt diesen Ort aufgesucht haben. Sie können also ihre eigenen Erfahrungen in Bezug zu den Erfahrungen des Predigers setzen – und dazu lädt Waßmann auch ein. Er teilt das, was ihn auf dem stillen Örtchen bewegt, mit den Hörenden. Dabei ist seine Sprache niemals ordinär oder verschämt. Sachlich-nüchtern und präzise zählt er die Handlungen im Badezimmer auf (2–4). Weil Bemerkungen über ein stilles Örtchen im Rahmen einer Predigt ungewöhnlich sind, wird die Aufmerksamkeit der Hörenden geweckt, weil er überraschende Beziehungen zu Literatur (Handke) und Theologie (Luther) zieht, können die Hörenden die Predigt als Gewinn

und als »Surplus an Erfahrung« einordnen. Gesellschaftspolitische Akzente gewinnt die Predigt durch die Bemerkungen Handkes über die Situation im Internat und die Angst vor der Nacht auf der Bahnhofstoilette (9–11).

Nicht zwangsläufig muss eine essayistisch aufgebaute Predigt mit einer benannten persönlichen Erfahrung beginnen. Allerdings soll deutlich sein, dass der Autor auf seiner persönlichen Erfahrung aufbaut und diese Erfahrung mit anderen Erfahrungen vergleicht. Der Beitrag von Marita Rödszus-Hecker ist ein Beispiel für eine Kurze Form der Predigt, bei der schnell klar ist, dass die Predigerin aus eigener Erfahrung spricht, ohne dass diese Erfahrung explizit benannt wird.

Marita Rödszus-Hecker

Komm, hilf!

SWR 2 – Wort zum Tag

10.1.2013

1 Die Gesunden und die Kranken verstehen einander nicht. Sie leben in zwei
2 Welten. Wenn die Besuchszeit um ist, dann können die einen gehen – die ande-
3 ren müssen bleiben. In ihrer Hilflosigkeit, ihrer Verzweiflung und ihrer Angst.
4 Thomas Bernhard, der österreichische Dichter, hat auch noch in dieser Angst
5 Worte gefunden.

6 Mit achtzehn Jahren hatten die Ärzte ihn aufgegeben. Er lag im Sterbezimmer,
7 um ihn herum todkranke Erwachsene. Eigentlich hatte er Sänger werden wollen.
8 Aber bei so etwas Banalem wie dem Kartoffeln abladen im Winter hatte er sich
9 eine Rippenfellentzündung geholt und wurde schwer krank. »Ich weiß keine
10 Straße mehr die hinaus führt. Ich weiß keine Straße mehr. Komm hilf. Ich weiß
11 nicht mehr. Was mich befallen wird. In dieser Nacht. Ich weiß nicht mehr was
12 Morgen ist. Und Abend.« So beginnt ein Gedicht von Thomas Bernhard. Für
13 den Kranken verschwimmt die Zeit. Aufwachen, Einschlafen, wieder Aufwachen.
14 Immer ein Dämmer, ein Immer-todmüde-sein, und kein wirkliches Wachwerden
15 mehr. Damals, in dieser Zeit im Krankenhaus, verlor er seinen geliebten Groß-
16 vater. Und den Tod seiner Mutter erfuhr er aus der Tageszeitung. »Ich bin so
17 allein O Herr. Und niemand trinkt mein Leiden. Keiner steht an meinem Bett.
18 Und nimmt die Qual mir.« In diesem Gedicht findet er Worte für das, was viele
19 fühlen, die krank geworden sind: tiefe Hilflosigkeit und Verzweiflung, Einsam-
20 keit, Angst und das Gefühl: Ausgeliefert zu sein.

21 Bernhard wendet sich in diesem Gedicht an den, der da einzig am Kranken-
22 bett noch übrig ist. »O Herr. In meinem Wort ist Finsternis. O Herr erhöre mich.«
23 Der Herr: Ein Zeuge der Qual, die er nicht abnimmt. Ein Zeuge der Einsam-

- 24 keit, die er nicht aufhebt. Und doch einer, zu dem man noch reden kann, ohne
 25 Worte, ohne Atem. »O hör mich an – Ich will nicht mehr allein die Übelkeit.
 26 Und diese Welt ertragen. Hilf mir. Ich bin schwach und arm. Mein Wort ver-
 27 brennt in Traurigkeit. Für Dich.«
 28 Thomas Bernhard nannte sich religiös, aber ohne jeden Glauben. Es ist die-
 29 ses »Du« in seinem Gedicht, das ihm geholfen hat, zu klagen, Worte zu finden
 30 und vielleicht auch dabei, sich selbst nicht aufzugeben.²⁴

Marita Rödszus-Hecker arbeitet als Krankenhauseelsorgerin. Sie erwähnt dies nicht, es ist aber spürbar, dass sie weiß, wovon sie redet – nicht im Sinne einer autoritativen Instanz, sondern als Mensch, der Erfahrungen mit Krankheit und Gesundheit hat: »Die Gesunden und die Kranken verstehen einander nicht. Sie leben in zwei Welten.« (1–2) Dies ist keine These, die Rödszus-Hecker entfaltet, das ist ihre Beobachtung als Krankenhauseelsorgerin. Dieser Beobachtung stellt sie die Gedanken Thomas Bernhards zur Seite. Informationen über das Leben von Thomas Bernhard verknüpft sie mit dessen eigenen Worten, einem Gebet in poetischer Sprache. Der Beitrag zeigt auch, dass es unter bestimmten Umständen möglich ist, Gedichte in einer Kurzpredigt einzubauen, nämlich dann, wenn die Worte einfach und selbstverständlich zu verstehen sind. Dies ist bei den Worten des Gedichts von Thomas Bernhard der Fall (9–12; 16–18; 22; 25–27). Rödszus-Hecker verwendet das Gedicht zudem nicht deshalb, um eine überlegene literarische Bildung zu demonstrieren oder um Bernhard als Autorität und Gewährsmann für ihre Gedanken oder als Zierrat ihrer Gedanken einzuführen, sondern weil seine Erfahrungen Möglichkeiten des Umgangs mit Krankheit und mit Gott darstellen. Rödszus-Hecker vereinnahmt Thomas Bernhardt nicht, sie sagt offen, dass er sich als »religiös, aber ohne jeden Glauben« (29) bezeichnet. Ihre Vermutung, dass sein Gebet Thomas Bernhard möglicherweise geholfen hat, sich selbst nicht aufzugeben, wird nicht als feststehende Gewissheit, sondern als Annahme formuliert (28–30).

Die Erfahrungen der Predigerin fließen in die Predigt ein, ohne explizit benannt zu werden, sie werden deutlich in ihren ersten

24 Rödszus-Hecker 2013 (www.kirche-im-swr.de/?page=manuskripte&sendung=5&archiv&w=2013-01-06. Zugriff 2.5.2019).

vier Sätzen (1–5). Diese Beobachtungen können nur aus eigener Erfahrung formuliert werden. Ihr Eingangssatz »Die Gesunden und die Kranken verstehen einander nicht« (1) ist provozierend formuliert. Dieser Satz schmerzt, ist ein *punctum*. Ihren Erfahrungen stellt die Predigerin die Worte Thomas Bernhards zur Seite, eine überraschende Kombination. Ihre nüchterne Erzählweise kontrastiert mit den poetischen Worten Thomas Bernhards und bringt dessen Gebet dadurch noch mehr zur Geltung, unterstreicht die Gedanken. Das Surplus an Erfahrung ist, dass die Predigt einen sehr intimen Einblick eröffnet in die Welt eines Menschen, der in seiner Krankheit zu verzweifeln droht. Überraschend ist auch der Schluss. Wie kann ein Mensch, der sich als »ohne jeden Glauben« (28) bezeichnet, zu so innigen Gebetsworten finden? Durch diesen Hinweis regt die Predigerin die Hörenden zum eigenen Nachdenken an. Wie gehen sie mit Kranken um, wie mit eigener Krankheit, welche Worte finden sie – und welche nicht?

Anders als Harry Waßmann und Marita Rödszus-Hecker arbeitet Gotthard Fuchs.

Gotthard Fuchs

Humor und Glaube (II)

SWR 2 – Wort zum Tag

13.2.2013

1 Zu den aufregenden Kindheitserinnerungen gehört für mich der Empfang des
 2 Aschenkreuzes. Irgendwie unheimlich und mit Gänsehaut hörte ich, wenn der
 3 Priester meine Stirn mit Asche bekreuzte und dazu sprach: »Staub bist du, und
 4 zum Staube kehrst du zurück«. Aufregend und schockierend – und doch spür-
 5 bar richtig. Jetzt im Alter kommt mir dies wie ein Leitmotiv vor. Zum christ-
 6 lichen Osterglauben jedenfalls gehört dieser konfrontierende Realismus. Da
 7 wird nichts beschönigt und verharmlost, da wird auch nichts dramatisiert oder
 8 pessimistisch eingefärbt. Nein, es wird schlicht beim Namen genannt, wie ver-
 9 gänglich wir sind. »Unsere Tage zu zählen, lehre uns! Dann gewinnen wir ein
 10 weises Herz.« (Ps. 90, 12) Der Psalmist Israels bittet förmlich darum, dass wir
 11 nicht kneißen und illusionär leben. Es braucht seiner Meinung nach dazu freilich
 12 eigens göttliche Belehrung. Zu groß scheint die Gefahr, dass wir uns belügen.
 13 Als ginge es immer so weiter! Das wirkliche Ja-Sagen zum irdischen Leben will
 14 gelernt sein.

15 Humus und Humor – beide Worte haben denselben Wortstamm, und
 16 dazu kommt humilitas, meistens mit Demut übersetzt. Geerdet-sein und

17 irdisch werden, das ist die Einladung dieses Aschermittwoch. Die Humorig-
 18 keit der Karnevalstage und der Humus des Irdischen – sie gehören untrennbar
 19 zusammen. Sie erden uns, sie machen mal übermütig und immer demütig. Sie
 20 sind das Material des Osterglaubens. »Staub bist du, und zum Staube kehrst du
 21 zurück. Der Herr aber wird dich auferwecken am jüngsten Tage.«

22 Deshalb ist solch ein Aschermittwoch keineswegs trübsinnig. Denn das
 23 Aschenkreuz erinnert an die Auferweckung der Toten. Im Mut, sich mit dem
 24 vergänglichen Leben konfrontieren zu lassen, zeigt sich die österliche Zumutung.
 25 Wer glaubend und hoffend dem eigenen Tod ins Auge zu sehen vermag, lebt
 26 anders. Er weiß um die gestundete Zeit und das befristete Leben, und das mit
 27 Zuversicht. So kann der Aschermittwoch zur Einladung werden, diese 40 Tage
 28 bis zum Osterfest alternativ zu gestalten, z. B. als Zeit der Neuorientierung, im
 29 Umschichten der Energien, im Aufräumen innen und Außen. »Staub bist du
 30 und zum Staub kehrst du zurück. Der Lebendige aber wird dich auferwecken
 31 an deinem jüngsten Tage.«²⁵

Gotthard Fuchs' Text wirkt auf den ersten Blick essayistisch. Die Predigt beginnt – wie bei einer essayistisch gestalteten Predigt – mit einer Erfahrung, die Fuchs mit den Hörenden teilt. Als Kind empfängt er das Aschekreuz (1–4). Im weiteren Verlauf der Predigt wird aber deutlich, dass alle Beispiele streng auf die These des Autors ausgerichtet sind: »Wer glaubend und hoffend dem eigenen Tod ins Auge zu sehen vermag, lebt anders«. Ein Essay würde die Ebenen gleichberechtigt nebeneinanderstehen lassen. Das Leitmotiv »Staub bist du, und zum Staub kehrst du zurück« durchzieht den Text (3–4; 20–21; 29–30), umrahmt den Grundgedanken der Vergänglichkeit des Menschen und die These (25–26). So hat die Predigt Züge des Traktats, indem sie informiert, etwa über den gemeinsamen Wortstamm von »Humus« und »Humor« (15) und argumentiert: »Wer glaubend und hoffend dem eigenen Tod ins Auge zu sehen vermag, lebt anders. Er weiß um die gestundete Zeit und das befristete Leben, und das mit Zuversicht. So kann der Aschermittwoch zur Einladung werden« (25–27). Gotthard Fuchs' Text ist ein Beispiel dafür, dass ein Text interessant zu hören und kunstvoll aufgebaut, jedoch dank der fehlenden essayistischen Grundhaltung und der offensichtlichen nicht-essayistischen textlichen Architektur kein Essay ist. Im Gegensatz zum Essay ist das Ergebnis nicht offen, Fuchs kennt das Ergebnis seiner Überlegungen genau.

25 G. Fuchs 2013 (www.kirche-im-swr.de/?page=manuskripte&sendung=5-&archiv&w=2013-02-10. Zugriff 2.5.2019).